

Bäuerliche Alltagskultur zwischen Autarkie und marktorientierter Produktion

Autor(en): **Eberhart, Helmut**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **87 (1991)**

Heft 1-2

PDF erstellt am: **23.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-117761>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Bäuerliche Alltagskultur zwischen Autarkie und marktorientierter Produktion*

Von *Helmut Eberhart*

«Es gibt im Leben kein Vorwärtskommen, wenn man nicht ständig sich bemüht, Herz und Verstand zu bilden... Hast du schon einmal in den Städten und auf den Bahnhöfen die Zeitungsstände näher betrachtet? Was gibt es dort für eine Fülle von Blättern, die sich an die städtische Jugend wenden und sie an die verschiedenen Probleme heranzuführen? Dass die anständige städtische Jugend, und nur von dieser sei hier die Rede, alle ihr durch gute Bücher und wertvolle Zeitschriften gebotenen Möglichkeiten zur Erweiterung ihrer Bildung benutzt und dafür auch materielle Opfer nicht scheut, steht ausser Zweifel. Von dort stammt ihre geistige Beweglichkeit und früher auch ihre Überheblichkeit, mit der sie in Unkenntnis der Zusammenhänge auf die bäuerliche Jugend herabschauen zu können glaubte. Das Gleichgewicht herzustellen und der bäuerlichen Jugend eine ausserschulische Weiterbildung in Schrift und Wort zu widmen, ist die Absicht der Herausgeber.»¹

Mit dieser Absichtserklärung wandten sich die Herausgeber der Zeitschrift «Landjugend» 1956 an ihre Zielgruppe: die ländliche Jugend, in den «Fünffzigern» nahezu ausschliesslich bäuerlich assoziiert. Auch Redaktion (Österreichischer Agrarverlag) und Herausgeber (Bundesministerium für Land- und Forstwirtschaft) dieses seit 1951 erscheinenden Periodikums sind als Signal für eine ausschliesslich bäuerlich determinierte ländliche Jugend zu werten.

Diese Aussage trifft sehr genau den Kern unseres Problems: Man hatte erkannt, dass die bäuerliche Bevölkerung sich in einer schwerwiegenden soziokulturellen Krise befand, die als Folge ökonomischer Veränderung anzusehen war und die Zukunft der Landwirtschaft in ihrer traditionellen Form generell in Frage stellte. Als Lösungsmodell wurde nun unter anderem die «anständige städtische Jugend» in ihrem Bildungshunger als Vorbild hingestellt; man glaubte, mit der Zeitschrift «Landjugend» ein Instrument in der Hand zu haben, mit dem sich Bildung als Bedürfnis auch bei der bäuerlichen Jugend wecken und in Verbindung mit althergebrachten Schlagworten zu einer neuen Identität führen liesse. Ohne Rücksicht auf tatsächliche Bedürfnisse wurden in den folgenden Jahren traditionelle Werte transportiert, die das Heimatbewusstsein stärken und somit den Hang zur Abwanderung bremsen sollten.

Heimat, Ehre, Freiheit, Stolz gerieten dabei zu Metaphern für eine bäuerliche Kultur, die sich in traditionellen Objektivationen wie Haus, Tracht, Brauch, Lied usw. manifestieren sollte. Wieweit sind nun die ge-

* Referat im Plenum der IV. SIEF-Konferenz 1990 in Bergen (Norwegen); die vorliegende Fassung wurde gegenüber dem Vortrag geringfügig verändert und erweitert.

nannten Metaphern und Manifestationen mit der Realität des Strukturwandels in der Nachkriegszeit in Übereinstimmung zu bringen?

Kehren wir zur Beantwortung dieser Frage zu unserem Ausgangspunkt zurück: Es geht um «bäuerliche Alltagskultur zwischen Autarkie und marktorientierter Produktion». Zunächst enthält dieser Titel keine Angabe über die Zeit, von der wir sprechen. Zwei unterschiedliche Bruchlinien verhindern die Fixierung dieser Phase auf einen genau definierbaren Zeitpunkt.

Zum einen sind Wirtschaftsformen im Tal, in den grossen Ebenen bzw. im Weichbild grosser Städte zu berücksichtigen, die im Gegensatz zu Betrieben in extremen Randzonen stehen; zum anderen ist auch innerhalb einer bestimmten Region die Frage nach der unterschiedlichen wirtschaftlichen Kapazität zu stellen, die ebenfalls einem gleichzeitigen Strukturwandel hinderlich war und einmal mehr zur «Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen» führen musste.

Allen Betrieben gemeinsam ist jedoch ein ungeheurer Technisierungsschub in den fünfziger und sechziger Jahren unseres Jahrhunderts. In diese Zeit fällt auch das endgültige Aus für eine fast autarke Bewirtschaftung der letzten Bauernhöfe in den extremen Randzonen, von deren Problemen hier pars pro toto berichtet werden soll. Die Kombination beider Faktoren – Technisierungsschub und Marktorientierung – trifft in diesen Jahren insbesondere die Wirtschaftsform in bestimmten Regionen Ostösterreichs. Für diese Betriebe bedeutet die Nachkriegsperiode die zweite Agrarrevolution, eine «verspätete Revolution», wie sie zu Recht bezeichnet wurde.² Wobei mit Roman Sandgruber für Österreich die erste Revolution in die Phase zwischen 1770 und 1870 zu legen wäre, also etwa in die Zeit der Aufhebung der Leibeigenschaft bis zur völligen Bauernbefreiung und deren unmittelbaren Konsequenzen.³

Im Mittelpunkt der folgenden Erörterung stehen also die Nachkriegsjahrzehnte, von denen Ulrich Planck 1970 auch für die Bundesrepublik Deutschland feststellte:

«Vermutlich hat sich das Land (gemeint die ländliche Region) niemals in der Geschichte in so kurzer Zeit so grundlegend und nachhaltig gewandelt wie in den vergangenen beiden Jahrzehnten.»⁴

Eine Kulturwissenschaft, die sich qualitativ hermeneutischer Verfahren bedient, kann sich im Umgang mit diesen Problemen nicht mit einer positivistischen Faktenanalyse begnügen. So sei eine bewusst subjektive empirische Selektion auf jene bäuerliche Kultur gestattet, deren Exponenten in Randzonen unter extremen Bedingungen leben – wir sprechen von Bergbauern. Ich klammere bewusst alle Versuche aus, Po-

sitiva der Provinz hervorzukehren. Sie stören mich bei der Formulierung notwendig einseitiger Thesen..., äusserte Martin Scharfe in der erst kürzlich erschienenen Schrift «Ländliche Kultur» sinngemäss.⁵

In diesem Sinne verstehe ich die Reduktion auf das Negative bzw. Problemorientierte in dieser Untersuchung, um so den Blick für die Probleme der bäuerlichen Kultur zu schärfen bzw. überhaupt erst freizugeben; anders gesagt: erst durch das bewusste Dramatisieren negativer Aspekte einer Entwicklung ist jener Grad an Sensibilisierung zu erreichen, der an Veränderungen denken lässt. In dieser wertenden Interpretation liegt mein Ansatz, wobei ich davon ausgehe, dass die Wurzeln der heutigen «Krise ländlicher Lebenswelten» in den fünfziger und sechziger Jahren zu suchen sind; die Probleme haben sich jedoch mit einer gewissen Akzentverschiebung bis in die Gegenwart perpetuiert.

Wenden wir uns einigen Aspekten bäuerlicher – genauer bergbäuerlicher – Alltagskultur zu; schärfen wir dabei unseren Blick für Veränderungen, die infolge der sich in den Nachkriegsjahrzehnten ändernden Rahmenbedingungen das Ausmass einer kulturellen Revolution erreichten, deren Auswirkungen wir bis heute spüren. Ich möchte die Aufmerksamkeit auf eine Region lenken, die lange Zeit als wirtschaftliches Notstandsgebiet galt: eine Landschaft östlich der steirischen Landeshauptstadt Graz, im Südosten Österreichs – die Oststeiermark. Es handelt sich dabei heute noch um ein überwiegend landwirtschaftlich geprägtes Gebiet, das sowohl durch Dörfer als auch durch Streusiedlungen gekennzeichnet ist.

In allen abseits gelegenen Gehöften dieses Gebietes war die nahezu vollständig autarke Bewirtschaftung in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg immer noch üblich; es gab nur wenig Ansätze für eine Marktorientierung. Anders als etwa in den bergbäuerlichen Betrieben in Tirol, im Westen Österreichs, wo Hermann Wopfner in seinem bekannten «Bergbauernbuch» 1950 die starke Verflechtung mit der Marktwirtschaft, die dort in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts schon weit fortgeschritten war, durchaus kritisch beurteilte und bereits wieder zu einer Umkehr in Richtung stärkerer Selbstversorgung aufrief.⁶ Doch davon waren die kleinbäuerlich strukturierten Betriebe in der Oststeiermark mit oft nicht einmal 5 ha Grundbesitz noch weit entfernt.

Die Autarkie in dieser Region war meist unfreiwillig, bestenfalls waren Betriebe in einen regionalen Wirtschaftskreislauf eingebunden, der nur in einem Punkt durchbrochen war: Bis in die dreissiger Jahre kauften die oststeirischen Bergbauern regelmässig Jungochsen aus den Almregionen der Obersteiermark, Kärntens und Osttirols. Diese wurden anschliessend ein bis zwei Jahre in der Produktion eingesetzt, d. h. zum

Zug angelernt, und anschliessend als Zugochsen in die Flachland-Agrarzonen der Donaugebiete und in die Poebene verkauft. Seit den dreissiger Jahren machte die rasch zunehmende Mechanisierung in den Flachlandzonen dieser einzigen Bargeldquelle zunehmend zu schaffen – sie begann zu versiegen. Das Jahr 1953 wurde zum Wendepunkt der Entwicklung in der Oststeiermark: Die meisten Ochsen wurden alljährlich am 1. September im Rahmen des Ägydimarktes in Fischbach, einem kleinen Marktflecken in der nördlichen Oststeiermark, verkauft.

Am 1. September 1953 trieben die Bauern ca. 800 Zugochsen auf den Markt, von denen bis Mittag kein einziger verkauft war.⁷ Auch rasch eingeleitete Stützungskäufe konnten nichts mehr am grundsätzlichen Disaster ändern: Die Zeit der Zugochsen war in den grossen Getreidegebieten endgültig vorbei; sie fanden lediglich noch in den schwer zugänglichen Berg- und Hügelzonen Verwendung.

Da diese Entwicklung bereits Jahre zuvor absehbar war, versuchte die Landeskammer für Land- und Forstwirtschaft, also die zuständige Interessens-Vertretung, die Bergbauern der Oststeiermark zu einer Umstellung ihrer Wirtschaftsform zu bewegen: weg von der weitgehenden Autarkie und der Ochsenhaltung – hin zur Milchkuhhaltung und der Qualitätsviehzucht; anders gesagt: zur marktorientierten Produktion. Zunächst vergeblich, was die Funktionäre auf eine «konservative und traditionalistische» Haltung der Bergbauern zurückführten.⁸

Im Herbst 1953 hatte sich die Gesamtsituation der Bauern in manchen Gebieten der Oststeiermark jedoch so drastisch verschlechtert, dass vor allem die Jungen für einen tiefgreifenden Strukturwandel offen waren. Es folgte das, was die beiden Grazer Historiker Karl Kaser und Karl Stocker eine verspätete Revolution nannten!

Innerhalb kurzer Zeit sollten zunächst die besonders betroffenen Gebiete umgestellt werden. Nach entsprechenden Vorbereitungsarbeiten wurden Förderungsmassnahmen seitens des Landwirtschaftsministeriums in Verbindung mit den Kammern beschlossen. Am 25. März 1954 wurde in einem besonders betroffenen Bezirk die erste Umstellungsgemeinschaft gegründet.⁹ Die Abbrucharbeiten an der traditionellen bäuerlichen Struktur konnten beginnen!

Die Funktionäre waren sich der starken Bindung der Bauern an die bisherigen wirtschaftlichen Gepflogenheiten durchaus bewusst. Es galt demnach, ein Mittel zu finden, das den von den Kammern angesprochenen «Konservatismus» und «Traditionalismus» überwinden half. Das Mittel war rasch gefunden: Geld! Die Macht der Ökonomie siegte über die Tradition.

Der Mechanismus war folgender: Der Staat stellte finanzielle Mittel zur Verfügung, in deren Genuss jedoch nur Mitglieder der sogenannten Umstellungsgemeinschaft kamen. Und als Mitglied einer Umstellungsgemeinschaft hatte man sich deren Regeln zu unterwerfen. Der Grundgedanke der Umstellung war durchaus ambivalent: die Hilfe für Bauern nicht nur selbstlos gedacht, sondern in erster Linie wirtschaftspolitisch als sinnvoll erachtet. Die zu Beginn der fünfziger Jahre bei weitem nicht ausreichende Lebensmittelversorgung führte zu einem nach wie vor überaus grossen Bedarf an landwirtschaftlichen Produkten. Daher war der Anschluss exponiert liegender Gebiete an den Markt von überregionaler Bedeutung. Voraussetzung dafür war in erster Linie die Verkehrserschliessung.¹⁰ Um überhaupt den Markt zu erreichen, mussten leicht befahrbare Strassen oder Wege zu jedem Hof gebaut werden, was um 1953/54 noch keineswegs selbstverständlich war.

Eine wichtige Voraussetzung war des weiteren der Ausbau der Wasserversorgung, wobei die Betonung ebenfalls auf rationellen ökonomischen Aspekten lag: Das Wasser im Haus bringt eine Arbeitserleichterung für die Bäuerin und macht sie freier für Arbeiten, die unmittelbar die Produktion betreffen. Noch ein zweites: Durch den Ausbau der sanitären Anlagen sah man auch die Chance, die Gestaltung von Beherrbergungsräumen für Urlauber in Angriff zu nehmen.¹¹

Die grossen Leitlinien waren: Milch statt Ochsen, besser düngen, besser füttern! Eine wesentliche Voraussetzung dafür: weg mit der bisherigen Rinderrasse, Umstellung auf leistungsfähigere Milchkühe einer anderen Rasse! Alles in allem: Mitglied einer Umstellungsgemeinschaft zu sein bedeutete durchaus, wesentliche Eingriffe in die bisherige Bewirtschaftung des Hofes in Kauf nehmen zu müssen. Ein Unterfangen, das den Funktionären der Kammern zunächst Schwierigkeiten bereitete. Trifft doch auch in unserem Fall die Feststellung zu, dass gewachsene soziale Strukturen fremden Einflüssen gegenüber zunächst eher resistent sind. Neben dem finanziellen Anreiz bedurfte es daher eines zweiten Faktors, um in die Struktur dieser Gesellschaft einzudringen.

Prestigeträger mussten gewonnen und deren Vorbildwirkung ausgenutzt werden. Der Hinweis von Wolfgang Teuscher, dass «es bei jeder Neuerung wichtig (ist), dass sich Prestigeträger zu ihr bekennen»¹², stimmt insoweit auch hier, als diesen im Vorfeld zur Gründung der Umstellungsgemeinschaft eine wichtige Werbefunktion zugekommen sein dürfte.

Noch ein weiteres: Kromka betont in seiner Untersuchung über «Soziokulturelle Integration und Machtverhältnisse in ehemals kleinbäuerlichen Dörfern», dass «im Nachbarschaftsverband die soziale Ver-

trüglichkeit höher bewertet wird als der ökonomische und berufliche Status der Ortsbürger».¹³ Dieses Modell, auf unser Beispiel übertragen, erklärt uns, warum in den ersten Umstellungsgemeinden nicht nur relativ viele Bauern von Beginn an dabei waren, sondern diese zunächst aus ganz bestimmten Ortsteilen kamen. Der nachbarschaftlichen Motivation kam dabei sicher eine wesentliche Rolle zu; sie sorgte dafür, dass nicht nur Prestigeträger von Beginn an dabei waren.

Das Hauptproblem des beabsichtigten Strukturwandels lag zunächst in der Umstellung der Rinderrassen. Wer sich die Beziehung der bäuerlichen Welt zu ihren Nutztieren, insbesondere zu den Rindern, vor Augen führt, kann sehr leicht ermessen, dass es dabei grosse Probleme gab. Im Gasthaus gab es bald an Sonntagen kein anderes Thema mehr, ebenso nicht am abendlichen Familientisch. Der Bruch ging quer durch Dorf und Familie: Fortschrittsbauern gegen Traditionalisten, Altbauer gegen Jungbauer hiess dabei die Devise; ein Bruch, der nicht ohne weiteres zu kitten war.

Zum bedeutendsten Schlagwort jener Zeit wurde die «Milchleistung», der bald ein hohes Prestige zukam (Motto: Der Nachbar hat eine Kuh im Stall, die gibt viel mehr Milch als meine, sie wird mit einer speziellen Nahrung gefüttert). Besagter Nachbar war selbstverständlich Mitglied der Umstellungsgemeinschaft und hatte schon die neue Rinderrasse im Stall!

Noch prestigeträchtiger wurde die «Milchleistung» durch die 1954 eingeführte Milchleistungskontrolle, die nun das endgültige Aus für den nach eigenen Grundsätzen und Bedürfnissen wirtschaftenden Bauern brachte. Ab sofort wurde der Leistungszuwachs an Milchproduktion kontrolliert und veröffentlicht. 1957 kam noch die «Zuwachskontrolle», die sich auf den Fleischzuwachs bei Schlacht- und Zuchtvieh bezog.¹⁴

Damit schien von aussen bzw. von oben ein Wert als prestigeträchtig vorgegeben, der nicht mehr mit traditionellen Wertmustern in Übereinstimmung zu bringen war.

Im Rahmen empirischer Studien des Instituts für Volkskunde der Karl-Franzens-Universität Graz in dieser Region war zu erkennen, dass ursprünglich die Statusdifferenzen der Bauern untereinander am häufigsten nach der Besitzgrösse erfolgte,

«meist jedoch in Kombination mit Bemerkungen wie «mehr Dienstleute» oder «mehr Tiere». «Ochsen» als Prestigeobjekt wurden von fast allen Personen genannt. Ein Interviewpartner formulierte diesen Umstand pointiert: «Wenn die Bauern ins Gasthaus gegangen sind, ist der Ochs schon drin gestanden im Gastzimmer» und weiter «die Kühe sind fast verhungert im Stall, aber die Ochsen waren fett, weil mit denen sind sie ja ausgefahren».¹⁵

Die wesentlichen Faktoren waren also durch den Grundbesitz determiniert und daher weitgehend stabil. Im Sinne Kromkas sehen wir uns mit einem ausgeprägten Besitzklassenbewusstsein konfrontiert.¹⁶ Durch den äusseren Einfluss begann sich das traditionelle Besitzklassenbewusstsein jedoch zu verändern: Äussere Faktoren und Mechanismen begannen neue Prestigewerte zu forcieren. Durch den Faktor «Geld» gelang dies auch! Damit ist jetzt nicht nur der Betrag gemeint, der als staatliche Förderung dem Hof zufluss, sondern auch Beträge, die als Einnahmen aus dem beginnenden Milchverkauf hereinkamen.

Eine Reihe von Bauern spürte sehr bald die Bedeutung der Milchleistung für den Hof: Da ein Phänomen nur als prestigeträchtig gelten kann, wenn ihm eine entsprechende Aussenwirkung zukommt, d. h. es für andere in irgendeiner Form wahrnehmbar ist, hat man die Ergebnisse der Milchleistungskontrolle veröffentlicht und die besten Milchkühe prämiert. Diese Auszeichnungen sind bis heute in den Stuben der Bauernhöfe zu sehen, und die Besitzer der Kühe waren oft sogenannte «Herzeigbauern» und «Fortschrittsbauern». Sie wurden zum Ziel von Exkursionen und erhöhten auf diese Weise ihr eigenes Prestige.

Doch musste es bei einer Publikation der Milchleistung auch Verlierer geben. Verlierer, die dann am Pranger standen: Über sie gibt uns z. B. das Protokoll einer Versammlung der ersten Umstellungsgemeinschaft Auskunft, bei der die Ursachen zahlreicher Austritte diskutiert wurden:

«Der Verband Mittelsteiermark hat im Vorjahr alle Kontrollbetriebe bis herunter zu den schlechtesten veröffentlicht. Mehrere Bauern haben sich deshalb vor ihren Nachbarn geschämt und sind ausgetreten. Diese Veröffentlichung wird heuer nicht mehr stattfinden.»¹⁷

Dies waren die ersten Opfer einer ausschliesslich marktorientierten Wirtschaft; eines Systems, das der Produktion gegenüber der Tradition kompromisslos den Vorzug gab.

Nun ist der Wandel vom Besitzklassenbewusstsein zum erwerbbaaren Prestige sicher nicht von vornherein ausschliesslich negativ zu werten; ermöglicht letzteres doch die Überwindung einer systemstabilisierenden Statik. Die Begleitumstände sind es jedoch, die bedenklich stimmen. Nicht innere Bedürfnisse führten den Wandel herbei, sondern von oben gesteuerte Mechanismen, denen wieder die Schwächeren zum Opfer fielen.

Und die Zahl der «Schwachen» war und ist gross. Es ist trotz der Industrialisierung der Landwirtschaft nicht gelungen, für den überwiegenden Teil der Bergbauern die ökonomischen Grundlagen für eine gesi-

cherte Existenz zu schaffen! Die sozialen und kulturellen Bedingungen änderten sich rasch – die wirtschaftlichen hinkten hintennach!

Im Zuge der Umstellung auf Milchwirtschaft wurde die Selbstversorgung zusehends bedeutungslos. Die Arbeitsstruktur begann sich zu ändern – der ohnehin spärliche Getreideanbau wurde zugunsten der Grünlandwirtschaft aufgegeben –, ein ergologisch-technologischer Wandel war die Folge. Mit dem Anschluss an den Markt kam Geld ins Haus, und mit dem Geld kamen Bedürfnisse, die sich überwiegend an der Produktion orientierten: Erst in dieser Zeit begannen in den entlegenen Gebieten der Oststeiermark Maschinen das vor- oder frühindustrielle Gerät zu ersetzen. Sie stehen nach unseren Erhebungen in der Prestigeskala heute an oberster Stelle, noch vor dem «schönen» Wohnhaus.¹⁸ In den sechziger und siebziger Jahren waren sogar die PS-Zahlen der Traktoren Massstab für Fortschritt und erfolgreiches Wirtschaften – somit auch für das Ansehen!¹⁹ Wenn dem Besitzklassenbewusstsein heute noch ein gewisser Stellenwert eingeräumt werden kann, so nur in der Masse, als es dem Bauern ermöglicht, die Grösse seines Besitzes in erwerbbares Prestige umzusetzen!

Dass diese Form von Ansehen auch fatale Folgen haben kann, liegt auf der Hand. In etlichen Fällen führte der rasche Ankauf von Maschinen oder der Neubau des Wohnhauses zu einer bedenklichen Schuldenentwicklung. Schulden jedoch sind mit einem negativen Prestige belastet, anders gesprochen: das Risiko, negativem Prestige ausgesetzt zu sein, wurde in Kauf genommen, um positives zu erwerben!²⁰

Der vorhin angesprochene ergologisch-technologische Wandel brachte noch eine Reihe weiterer Änderungen mit sich. Wilhelm Heinrich Riehl sprach vom «ganzen Haus», wenn er die bäuerliche Familie samt den Dienstboten und den übrigen am Hof lebenden Personen meinte.²¹ Dieses «ganze Haus» begann zu zerbrechen, als die Industrie auf der Suche nach Arbeitskräften mehr und mehr Menschen der bäuerlichen Welt entzog! Für Riehl war dieser Prozess in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bereits sehr weit fortgeschritten; in Teilen der Oststeiermark war er auch in den fünfziger Jahren noch nicht zu Ende. Zwei Umstände bewirkten jedoch eine rasche und endgültige Auflösung: Erstens ging ein Teil der Hofbewohner freiwillig! Die Industrie war in diesen Jahren in einem ungeheuren Aufschwung begriffen und hatte Bedarf an Arbeitern, wobei auf die menschlichen Ressourcen der ländlichen Region zurückgegriffen werden musste, und zweitens – damit in Wechselbeziehung stehend – war ein anderer Teil durch die Mechanisierung der Landwirtschaft gezwungen, den Hof zu verlassen. Allein in der Steiermark wanderten zwischen

1952 und 1962 218.000 Arbeitskräfte aus der Landwirtschaft in die Industrie ab.²²

Im Bild gesprochen: Von drei Brüdern am Hof ging einer freiwillig in eine Landmaschinenfabrik, produzierte dort jene Geräte, die den zweiten Bruder zwangen, den Hof zu verlassen, damit der dritte sich die Arbeit mit diesen Maschinen leisten konnte.

In vielen Fällen zeigte sich, dass der Betrieb durch die Umstellung auf eine marktorientierte Produktion nicht mehr lebensfähig war. Um den Hof zu erhalten, ging zu guter Letzt der Bauer oft selbst in die Industrie. Der Status eines Nebenerwerbsbetriebes war erreicht – mit all seinen Konsequenzen für Familie, Arbeit und Freizeit.

Der temporäre Kontakt der Nebenerwerbslandwirte mit der industriellen Arbeit führte zu einer «Stundenkultur»²³, die jedoch bewirkte, dass sich der Bauer plötzlich mit einem für die Identitätsfindung entscheidenden Faktor konfrontiert sah: der strikten räumlichen und zeitlichen Trennung von Arbeit und Freizeit. Dies führte zwangsläufig zu einem weiteren Wertewandel.

Für die ältere Bauerngeneration gilt noch:

«dass dem Bauern «Freizeitbewusstsein» eher von aussen suggeriert wird als tatsächlich als Bedürfnis bei ihm vorhanden ist. Ein Hobby, wie es vom Lohnarbeiter als Ausgleich zur «entmenslichten Arbeit» betrieben wird, empfindet ein Bauer wegen der inexistenten Entmenslichung seiner Arbeit kaum als nötig.»²⁴

Ein eigenes, ebenfalls in diesem Zusammenhang durchgeführtes Projekt unseres Institutes ergab jedoch eine sehr exakte Bewusstseinstrennung zwischen den einzelnen Generationen.²⁵ Die Altbauern wissen in der Tat nichts mit dem Begriff Freizeit anzufangen, die mittlere, also – generell gesprochen – die jetzt aktive Generation vermag Bedürfnisse in diese Richtung sehr viel deutlicher zu verbalisieren. Die jüngere und jüngste Generation schliesslich, in Schule und z. T. im Beruf bereits sehr früh mit den Bedürfnissen der modernen Industrie- und Konsumgesellschaft konfrontiert, sieht Freizeit bereits als einen einzufordernden integralen Bestandteil der Lebensqualität.

Ohne genauer auf die sehr komplexe Freizeitdiskussion einzugehen, sei festgestellt, dass Freizeit hier als «freie Zeit», im Sinne Dieter Kramers als disponible Zeit verstanden werden will, abgehoben von Arbeit und Reproduktion der Arbeitskraft bzw. der primären Bedürfnisbefriedigung.²⁶

Die Wurzeln für diese heute so ausgeprägte Differenzierung im Bewusstsein der bäuerlichen Bevölkerung liegen m. E. in der Phase der Umstrukturierung, also in der Zeit der Industrialisierung der Landwirtschaft in den fünfziger und sechziger Jahren.

Zwei Stränge sind zu Beginn dieser Entwicklung zu beachten:

«Im Zuge der Umstellung wurde der Bauer angehalten, seinen Arbeitseinsatz zu optimieren, d. h. er musste zwischen rentabler und betriebswirtschaftlich unrentabler Arbeit unterscheiden. «Unrentable Arbeit» wurde nicht völlig aufgegeben, sondern in das neu entstehende Freizeitbewusstsein transformiert. Auf diese Weise entzieht sich der zu Produktivität und Wirtschaftlichkeit genötigte Landwirt dem Vorwurf, seine Zeit unrentabler Arbeit zu widmen, kann aber eine seiner Neigung entsprechende Tätigkeit weiter ausführen.»²⁷

Der zweite Strang lässt sich vom ersten ableiten: Die Optimierung der Produktivität erforderte vom Landwirt eine nie zuvor gekannte Lernbereitschaft. Die Erfahrung des Sozialisations- und Enkulturationsprozesses reichte plötzlich nicht mehr aus: Ständiges Anpassen an neue Erkenntnisse der Agrarwissenschaft war notwendig. Die Kammern boten dazu Kurse an, der Betriebsberater informierte am Hof, landwirtschaftliche Fachzeitschriften mussten gelesen werden. Dies führte zu einer weiteren Einschränkung der ohnehin kaum vorhandenen freien Zeit – eine Ökonomisierung der Freizeit war die Folge.²⁸

Generell gilt, dass die Arbeitserleichterungen durch den Einsatz von Maschinen infolge der Abwanderungsbewegung mehr als wettgemacht worden sind. Verschiedene Untersuchungen haben gezeigt, dass die am Hof verbliebenen Arbeitskräfte – in der Regel die Familie, allenfalls Kinder und Altbauern – auch heute noch einen weit über die Lohnarbeit hinausreichenden Arbeitstag im Ausmass von durchschnittlich ca. 11-12 Stunden haben, wobei auffällt, dass Frauen in der Regel eine Stunde mehr arbeiten.²⁹ In diesem Auseinanderklaffen zwischen heute schon deutlich artikulierten Bedürfnissen und der bäuerlichen Realität liegt eine Zeitbombe, die nur schwer zu entschärfen ist. Wenn es nicht gelingt, diese Trennung einigermaßen aufzuheben, wird in Zukunft eine neue Abwanderungswelle bevorstehen und das Hofsterben einen neuen Höhepunkt erreichen.

Das Problem sei an einem Beispiel veranschaulicht: Eine Studie über Freizeit in einer kleinen steirischen Gemeinde sollte als Feedback an die Betroffenen zurückgehen. Im Rahmen einer Veranstaltung, an der über 100 Bewohner der Gemeinde teilnahmen (von insgesamt ca. 500) referierten drei Mitglieder unserer Projektgruppe, im Gegenzug zwei Politiker und ein Kammerfunktionär: Die unterschiedlichen Auffassungen verdeutlichen das Problem! Die Volkskundler machten auf ein latentes Unbehagen aufmerksam, um für zukünftige Veränderungen zu plädieren. Politiker und Funktionäre erkannten zwar die Probleme, appellierten aber weiter an die scheinbare Zufriedenheit der Dorfbewohner und wirkten im Gegensatz zu den Wissenschaftlern systemstabilisierend.³⁰ Sie hätten die Volkskunde viel lieber als Akzeptanzwissenschaft gese-

hen, die den Menschen lehrt, wie er sich mit den Gegebenheiten abzufinden habe. Ich persönlich vermag mich dieser sogenannten Akzeptanztheorie, die sich, wie uns Martin Scharfe kürzlich mitteilte, offensichtlich in den letzten Jahren in der bundesrepublikanischen Hochschulpolitik breitzumachen scheint³¹, nicht anzuschliessen.

Prestigewandel, verändertes Freizeitbewusstsein, Nebenerwerb, ergologisch-technologischer Wandel: Begriffe, die gleichsam nur als Beispiele für eine Krisensituation dienen. Doch sind sie – wie ich hoffe – einprägsam genug, um als Folge dieses tiefgreifenden Strukturwandels eine schwerwiegende, bis heute andauernde Identitätskrise nachvollziehen zu können. Der Zerfall der Horizonte³² wird an diesen Beispielen sichtbar. Wenn wir uns Bausingers Modell vor Augen führen, müsste jetzt die Errichtung eines künstlichen Horizontes – einer Kulisse – erfolgen. Und sie erfolgt: Um die angesprochene Kulisse zu verdeutlichen, sei es mir an dieser Stelle erlaubt, erneut auf meine 1987 vorgelegte Analyse der eingangs zitierten «Landjugend» zurückzugreifen³³, womit sich der Kreis zu schliessen beginnt: Wir sind wieder bei der Jugend als Hoffnungsträger in Phasen radikaler Veränderungen, und wir sind erneut bei aussengesteuerten (besser: von oben gesteuerten) Kompensationsmechanismen.

Die «Landjugend» trat 1951 mit dem Anspruch auf, der ländlichen Jugend ein neues Selbstbewusstsein, ein neues Image zu geben. Man war dabei zunächst bemüht, Stadtjugend als bildungshungriges Vorbild hinzustellen, dem es nachzueifern galt; wobei trotzdem das eigene Standesbewusstsein besonders herausgestrichen wurde. Schwierigkeiten und Widersprüche waren unvermeidlich: Die Zeitschrift war nach aussen hin bemüht, die Gegensätze zwischen Stadt und Land überwinden zu helfen. Je mehr sie jedoch auf Standesbewusstsein drängte und die ländliche Jugend gegenüber der städtischen abgrenzte, diese auf der anderen Seite als Vorbild hinstellte, desto stärker wurden die Gegensätze herausgearbeitet. Es zeigt sich mehrfach, dass man mit allen Mitteln versuchte, die ländliche Jugend dem städtischen Vorbild hinsichtlich Bildung und Selbstbewusstsein anzunähern. Die Schwierigkeiten dabei waren beträchtlich, da man erkannte, dass die wirtschaftliche Basis der Bauern zu schwach war, um mit dem beginnenden Konsumdenken der Städter Schritt zu halten. Um dennoch der stärker werdenden Abwanderungstendenz Einhalt zu gebieten, appellierte man an Stolz, Standesbewusstsein, Freiheit, Treue zur Scholle usw. und fiel dabei in die «Blut- und Boden-Mentalität» der Vergangenheit zurück. Wie wenig man sich in den ersten zwanzig Jahren an wirkliche Probleme heranwagte, zeigt ein Beispiel: Im Mai 1952 wird von der «Landjugend bei der Arbeit» berichtet.

Das Titelblatt dieser Ausgabe zeigt einen etwa 13- bis 14jährigen Jungen, der ein Ochsespann führt. Es wird dabei nicht die Frage der Kinderarbeit problematisiert, sondern eher pathetisch vom Pflichtenkreis gesprochen, der von Jahr zu Jahr wächst und «unserer Jugend andauernd die Schwere und Verantwortlichkeit des zukünftigen Berufes zeigt».

Die Hilflosigkeit der Zeitschrift zeigte sich noch deutlicher in den späten sechziger Jahren, als im Zuge der Protestbewegung die Stadt plötzlich vom Vorbild zum Feindbild mutierte.

Und 1981 wurden schliesslich die Jugendkrawalle in den Städten zum Thema der Landjugend: Als Ausgangspunkt diente ein Artikel im Kurier – eine österreichische Tageszeitung –, in dem der Autor feststellt, dass die Neigung zu Gewalt und sinnloser Zerstörung um so mehr wächst, als unter anderem

«die Zukunft im wahrsten Sinne des Wortes verkonsumiert wird und unser blauer Planet nur noch als ausgeplündeter, atomar und chemisch vergifteter Stern als Vision vor uns steht. Wenn diese Vision stimmt, dann ist damit gleichzeitig auch die Therapie vorgegeben. Die Gesellschaft der modernen Industriestaaten muss verratene Ideale, muss den verlorenen Sinn wieder entdecken.»

Speziell an den verratenen Idealen hingte sich nun ein Verfasser in der «Landjugend» an, um zunächst festzuhalten, dass die ländliche Jugend die Ideale sicher nicht verraten habe. Von welchen Idealen die Rede ist, wird nur einmal ausgesprochen: Als Lösungsmodell wird vor allem das Leben in der Gemeinschaft angeboten, die Stadt wird als Sumpflandschaft bezeichnet, die einen guten Nährboden für Sumpflüthen abgibt.

«Der Beweis: Aus dem ländlichen Raum kommen eher selten Meldungen von Jugendkrawallen, Schlägereien mit der Polizei etc. Warum? Weil der ländliche Raum von den Krankheiten der Gesellschaft bisher weitgehend verschont geblieben ist. Aber diese Krankheiten sind ansteckend und müssen daher rechtzeitig bekämpft werden. Therapie: Die von vielen «verratenen» Ideale hochhalten, den Sinn des Lebens nicht verlieren. Merk's Landjugend!»

Die Intention der Zeitschrift ist insbesondere in den ersten zwei Jahrzehnten deutlich darauf ausgerichtet, der bäuerlichen Jugend eine neue Identität zu verordnen. Die «Gemeinschaftsrhetorik» im Begriff der kulturellen Identität zeigt sich einmal mehr; oder mit den Worten Hermann Bausingers gesprochen: «Es kommt sehr darauf an, wer kulturelle Identität definiert – und dieser Machtaspekt bleibt im allgemeinen ausgeblendet.»³⁴ Ein Grund mehr, ihn in diesem Zusammenhang wahrzunehmen.

Auf traditionellen Werten zu beharren, Anleitungen zur Festgestaltung, zum Trachtenschneidern usw. zu geben, war angesichts der sich

verändernden bäuerlichen Welt zu wenig und führte bestenfalls zu einer Folklorisierung der Alltagskultur. Und wenn Martin Scharfe kürzlich den Begriff der Akzeptanzkultur als theoretisches Modell ins Spiel brachte und damit eine instrumentalisierte Kultur meinte, die als «Schmieröl in unserer hochtechnisierten und verletzlichen Gesellschaft» fungiere, so scheint mir ein treffendes begriffliches Instrumentarium dafür gegeben.³⁵ Es wäre allerdings noch zu fragen, wieweit die von aussen gesteuerte Akzeptanzkultur denn nun Akzeptanz oder Nichtakzeptanz gefunden hat und heute findet.

Auf den ersten Blick scheint es sich in unserem Fall über weite Strecken um eine partielle und formale Akzeptanz gehandelt zu haben, die keinesfalls den Grad einer Identifikation erreicht hat. Im Gegenteil – und ich hebe jetzt von unseren regionalen Beispielen auf Österreich ab: Mitte der achtziger Jahre scheint sich die «Krise ländlicher Lebenswelten» dermassen verstärkt zu haben, dass die Bauernkrankenkasse sich mit einem Hilferuf an das «Institut für Tiefenpsychologie und Psychotherapie» der Universität Wien wandte, da Suizid und Alkoholismus auf dem Land bedrohliche Ausmasse erreicht hatten. Ganz im Gegensatz zu den Aussagen der «Landjugend», die noch in den frühen achtziger Jahren die bäuerliche Bevölkerung von den «Krankheiten der Gesellschaft» weitgehend verschont sah.

Die Probleme dieser «Randgruppe der Gesellschaft»³⁶, wie die Bergbauern einmal bezeichnet wurden, sind auch 1990 nicht geringer geworden. Lösungen zeichnen sich nicht ab. Noch immer bildet die Akzeptanzkultur den Ausgleich zur fehlenden Identität und dies, obwohl bereits zur nächsten Agrarrevolution aufgerufen wird. Die Folge der zweiten war nämlich eine nicht mehr zu vermarktende Überproduktion, die an der Schwelle zum gemeinsamen europäischen Markt keinen Platz mehr hat. Neue Schlagworte wie «Alternativkultur» – jetzt agrarwirtschaftlich gemeint –, «Qualität statt Quantität» haben in den achtziger Jahren Platz gegriffen. Und wieder sind es die Bergbauern, die sich fragen, wie und wohin sie sich schon wieder wandeln bzw. verwandeln sollen. Der entscheidende Punkt, nämlich die ökonomische Absicherung ihrer Existenz, ist heute wie damals nicht gegeben. Die Abwanderung wird insbesondere in den Bergzonen unaufhaltsam weitergehen.

Wenn ich in den letzten Jahren Bergbauernhöfe besuchte, passierte es immer wieder, dass der Besitzer die bange Frage diskutierte, ob der potentielle Erbe den Hof auch übernehmen wird. Viele werden dies nur, wenn die Voraussetzungen stimmen; anders formuliert: Die bäuerliche Gesellschaft in den Randzonen wird sich nur erhalten, wenn sich die

ökonomischen und sozialen Grundlagen verbessern, die es erlauben, anstelle der verlorenen eine neue Identität aufzubauen.

Der Volkskunde, die als vielleicht einzige Disziplin sowohl nach einer selbst- und fremdbestimmten kulturellen Identität als auch in Verbindung mit ergologisch-technologischem Wandel nach ökonomischen Zusammenhängen fragt und daher aus einer ganzheitlichen Sicht argumentieren kann, kommen in diesem Zusammenhang wesentliche Aufgaben zu. Daher sehe ich auch die kürzlich vorgelegte Formulierung kritisch,

«dass von der Volkskunde keine Handlungsanweisungen erwartet werden. Vielmehr geht es darum, wissenschaftlich gesichertes Material vorzulegen, auch zum Beispiel als Grundlage für kulturpolitische Entscheidungen. Nicht im Sinne einer direkten Auftragsforschung, sondern in dem Verständnis, dass Forschungsergebnisse auch von Politikern umsetzbar sein können.»³⁷

Zum ersten: Von Betroffenen werden tatsächlich immer wieder Handlungsanweisungen gefordert, denen wir oft genug hilflos gegenüberstehen. Sicher gilt generell die Formulierung Dieter Kramers: «Volkskunde sagt nicht, wo's langgeht, sondern hat lebensbegleitende Funktion»³⁸, doch kann und soll dies in Zukunft verstärkt erstens auch im Rahmen von Auftragsforschungen geschehen und zweitens durchaus so stark praxisorientiert, dass nicht ausschliesslich Ergebnisse vorgelegt werden, deren Umsetzung sich dann unserer Kontrolle entzieht. Dies werden wir in Zukunft stärker zu beachten haben, soll nicht die Falkensteiner Formel vom Beitrag zur Lösung soziokultureller Probleme 20 Jahre danach als leere Hülse entlarvt werden. Hilfe verstehe ich im Rahmen der bevorstehenden dritten Agrarrevolution als Zusammenarbeit, die auf Bedürfnisse der Betroffenen Rücksicht nimmt und eine von oben gesteuerte künstliche Identität ablehnt. Die Fehler einer ausschliesslich von oben gesteuerten und eingebrachten Akzeptanzkultur müssen wir vermeiden helfen.

Ansätze für eine kritische Auseinandersetzung mit diesem Bereich gab es schon früher, sie wurden in unserem Fach nur zu wenig rezipiert; Reliktforschung war in den Jahrzehnten der zweiten Agrarrevolution allemal noch bequemer – dies gilt ebenfalls für die österreichische Volkskunde, obwohl es auch hier an ungehörten Ansätzen nicht gefehlt hat. Mir scheint jedoch insbesondere das, was Matthias Zender anlässlich seiner Antrittsvorlesung in Bonn am 24. Juli 1954 über die kulturelle Krise des Landvolkes gesagt hat, zu wenig diskutiert worden zu sein: U. a.:

«Es ist unsere Pflicht, die Probleme so zu sehen, wie sie sind. Nach dem Niederbruch einer jahrtausendealten Kultur in unseren Jahrzehnten muss in manchem eine neue Grundlage und ein neues Landvolk entstehen. Allzuviel können wir bei dieser zum Teil zwangsläufigen Entwicklung nicht tun, aber auch wir sind dafür verantwortlich, dass der

Übergang sich ohne allzu grosse Erschütterung oder schwerwiegende Folgen und in einer gewissen Verbindung zur Überlieferung und den bisherigen Lebensformen vollzieht.»³⁹

Für 1954 ein bemerkenswerter Weitblick; eine Feststellung, die, angepasst an heutige Probleme, auch jetzt über weite Strecken Gültigkeit besitzt, sofern sie nicht ausschliesslich auf Kompensation abzielt!

Ich beziehe mich hier auf die Kompensationsdebatte in den Geisteswissenschaften, die an der Volkskunde nahezu spurlos vorübergegangen ist. Martin Scharfe brachte sie in die volkskundliche Diskussion ein, als er in seinem Vortrag auf der 9. Arbeitstagung des Arbeitskreises «Kulturgeschichtliche Museen»⁴⁰ die vom Philosophen Joachim Ritter 1961 (!) formulierten «Aufgaben der Geisteswissenschaften»⁴¹ in Verbindung mit der Akzeptanzthese diskutierte. Was Scharfe im Zusammenhang mit den Museen erkannte, trifft voll und ganz auch auf die «ländliche Kultur» zu: Die Geisteswissenschaften als ausgleichende Disziplinen,

«...weil die Gesellschaft notwendig eines Organs bedarf, das ihre Geschichtslosigkeit kompensiert und für sie die geschichtliche und geistige Welt der Menschen offen und gegenwärtig hält, die sie ausser sich setzen muss»⁴².

Auf die ländliche Kultur umgelegt und mit der Akzeptanzthese verbunden, hiesse dies, dass die Geisteswissenschaften (so auch die Volkskunde) ihre gesellschaftspolitische Aufgabe darin zu sehen hätten, die bäuerliche Bevölkerung zu lehren, eine zunehmend entmenslichte und technisierte Welt mit all ihren negativen Auswirkungen auf die Agrarstruktur positiv zu akzeptieren.

Als Kompensation käme dabei in unserem Fall eine durch folkloristische Elemente (Akzeptanzkultur! – u. a. von der Volkskunde beige-steuert) determinierte künstliche Identität in Frage. Das Fatale hinter diesen Gedanken hat Martin Scharfe ebenfalls angesprochen: Geisteswissenschaft wird hier in ihren – ohnehin geringen – praxisorientierten, gesellschaftsverändernden Möglichkeiten reduziert; wird in dieser Hinsicht passiv wahrnehmend. Scharfe bleibt bei dem von Ritter angesprochenen Bild vom «Organ», wenn er formuliert:

«Die Organe also, von denen die Rede ist, wären als Sinnesorgane gedacht, als Ohr oder Auge etwa, aber nicht als Handlungsorgane, als Hand oder Mund.»⁴³

Hermann Bausinger nimmt in einem 1990 erschienenen Essay⁴⁴ ebenfalls auf den Kompensationsbegriff Bezug, wenn er in Verbindung mit dem Dorf feststellt, dass die kommunale Gebietsreform den Gemeinden zunehmend Verwaltungskompetenz entzogen habe, die von diesen durch eine Betonung der kulturellen Selbständigkeit kompensiert wer-

de! Die Kompensation manifestiere sich «in Dorffesten und erneuerten Bräuchen und allerhand Vereinsaktivitäten»⁴⁵.

Es ist mehr als überraschend, dass die Kompensationsdebatte gerade in unserem Fach nicht intensiver geführt wurde: Just in dem Jahr, als Ritter seine Gedanken zu den Aufgaben der Geisteswissenschaften vortrug, legte Hermann Bausinger sein Modell vom «künstlichen Horizont» vor! Es ist wohl nicht notwendig, auf die enge Verflechtung dieser Gedanken eigens hinzuweisen, zumal Bausinger selbst im Zusammenhang mit seinen theoretischen Überlegungen einmal die Formulierung «kompensative Versuche» verwendete.⁴⁶

Es konnte nicht in der Absicht der vorliegenden Studie liegen, fertige Analysen und fertige Antworten auf Probleme zu bieten; es ging vielmehr darum, in diesem Rahmen auf – von der Volkskunde heute zuwenig beachtete – Fragen hinzuweisen, anders gesagt: es ging mir um Probleme statt Fakten!

Noch eins: Ich sprach von Randzonen, sprach von Bergbauern am Rande der österreichischen Ostalpen. Doch dies im Bewusstsein: Randzonen gibt es überall!

Wir sollten uns, davon bin ich überzeugt, stärker in die Diskussion um die «Krise ländlicher Lebenswelten», wie sie von Klaus Schmals und Rüdiger Voigt⁴⁷ angesprochen wurde, oder um die von Robert Hettlage formulierte «posttraditionale Welt der Bauern»⁴⁸ einschalten.

Vielleicht sind auch wir einmal mitverantwortlich für eine Entwicklung, die letztendlich den Bergbauern keine andere Möglichkeit mehr lassen könnte, als die einzige Alternative zu suchen: die Landwirtschaft aufzugeben und sich in den Dienst des Massentourismus zu stellen! Arnold Niederer zeigte kürzlich eine erschreckende, apokalyptische Vision dieser bergbäuerlichen Kultur:

«Die Ortsansässigen liefern dann nur noch die Berge, den Schnee und untergeordnete Hilfskräfte im Dienstleistungsbetrieb, als Küchenpersonal, beim Pistendienst, bei der Bedienung der Skilifte, bestenfalls als Skilehrer oder Bergführer. So bedeuten die Implantationen des Massentourismus in den verstädterten Bergdörfern zwar Modernisierung, aber nicht eigentliche Entwicklung, wenn man unter Entwicklung Wachstum aus eigener Kraft und Selbstbestimmung versteht.»⁴⁹

Anmerkungen

¹ Landjugend, Jg. 1956, Heft 9, 271.

² Karl Kaser/Karl Stocker: Bäuerliches Leben in der Oststeiermark seit 1848. Bd. I: Landwirtschaft von der Selbstversorgung zum Produktivitätszwang; Band II: Die verspätete Revolution. Wien/Köln/Graz 1986 und 1988.

³ Roman Sandgruber: Die Agrarrevolution. In: Grete Klingenstein (Hg.): Erzherzog Johann von Österreich. Beiträge zur Geschichte seiner Zeit (Katalog zur Steiermärkischen Landesausstellung 1982), 113.

⁴ Ulrich Planck: Landjugend im sozialen Wandel. München 1970, 13.

⁵ Martin Scharfe: Ländliche Kultur, Provinzkultur. In: Siegfried Becker und Andreas C. Bimmer (Hg.): Ländliche Kultur. Göttingen 1989, 15.

⁶ Hermann Wopfner: Bergbauernbuch. 1. Bd., 3. Lieferung. Innsbruck 1960, 700ff.

⁷ Vgl. dazu: Wilhelm Reichert: Der Bauer ohne Knecht. Graz 1982, 10-12; weiter K. Kaser/K. Stocker (wie Anm. 2), Bd. I, 199f. (hier ist 1952 angegeben).

⁸ Michael Jeitler: Wirtschaftliche Veränderungen in den Agrar- und Fremdenverkehrsstrukturen des oststeirischen Alpenraumes. Maschinschr. Diss. Wien 1969, 106.

⁹ Vgl.: Protokoll der Umstellungsgemeinschaft (Vollversammlung), Gründungssitzung vom 25.3.1954 (Kopie im Archiv des Instituts für Volkskunde der Karl-Franzens-Universität Graz).

¹⁰ K. Kaser/K. Stocker (wie Anm. 2), Bd. I, 203.

¹¹ Ebda., 203f.

¹² Wolfgang Teuscher: Klassenstruktur und Initiative in einer sich wandelnden ländlichen Gemeinde (Tesdorf und Hinterheide). In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie (Sonderheft 1) 1966, 105.

¹³ Franz Kromka: Soziokulturelle Integration und Machtverhältnisse in ehemals kleinbäuerlichen Dörfern. Bonn 1975, 49.

¹⁴ K. Kaser/ K. Stocker (wie Anm. 2), Bd. I, 204.

¹⁵ Renate Kerbler und Wolf-Dieter Kattinig: «Prestige» im Rahmen des Projektes «Die bäuerliche Umstellungsgemeinschaft Vorau». Maschinschr., S. 5; das Projekt gelangte im Sommersemester 1989 unter der Leitung von Helmut Eberhart, Karl Kaser und Karl Stocker am Institut für Volkskunde in Graz zur Durchführung.

¹⁶ F. Kromka (wie Anm. 13).

¹⁷ Protokolle der Umstellungsgemeinschaft (Vorstandssitzungen) (Archiv des Instituts für Volkskunde der Karl-Franzens-Universität Graz), 44.

¹⁸ R. Kerbler/W.-D. Kattinig (wie Anm. 15), 7.

¹⁹ Ebda.

²⁰ Ebda., 8 und 11.

²¹ Wilhelm Heinrich Riehl: Die Familie. 5. Abdruck. Stuttgart und Augsburg 1858, 142-162.

²² Alfred Pommer: Die Mechanisierung der Landwirtschaft. In: Fritz Posch (Hg.): Der steirische Bauer (Katalog zur Steiermärkischen Landesausstellung 1966/Veröffentlichungen des Steiermärkischen Landesarchivs 4). Graz 1966, 579.

²³ Hermann Bausinger: Volkskultur in der technischen Welt. Stuttgart 1961, 139f.

²⁴ Gerda Jansche-Bagary und Manfred Neuhold: «Fleißiger Bauer – produktiver Bauer» im Rahmen des Projektes «Umstellungsgemeinschaft» (vgl. Anm. 15), 6.

²⁵ Vgl.: Helmut Eberhart: Freizeit auf dem Land oder die Suche nach dem Minimum. In: Kuckuck 2/1 (1987), 10-13.

²⁶ Dieter Kramer: Freizeit und Reproduktion der Arbeitskraft. 2. Aufl. Köln 1977, 214f.

²⁷ G. Jansche-Bagary/M. Neuhold (wie Anm. 24), 6.

²⁸ Die «Ökonomisierung der Freizeit» wurde von Karl Stocker in der Projektgruppe als These zur Diskussion gestellt; sein Gedanke wird hier erneut aufgegriffen.

²⁹ Zum Verhältnis Arbeit – Freizeit vgl. auch: Helmut Eberhart: Bergbauern in der Steiermark – Arbeit und Freizeit. In: Klaus Beitzl und Gertraud Liesenfeld (Hg.): Probleme der Gegenwartsvolkskunde (Referate der Volkskundetagung in Mattersburg 1983). Wien 1985, 295-319.

³⁰ Vgl.: H. Eberhart (wie Anm. 25), 11f.

³¹ M. Scharfe (wie Anm. 5), 20f.

³² Vgl.: H. Bausinger (wie Anm. 23).

³³ Vgl.: Helmut Eberhart: Die Zeitschrift «Landjugend». Ein Beitrag zur Rezeptionsforschung. In: Klaus Beitzl (Hg.): Gegenwartsvolkskunde und Jugendkultur (Mitteilungen

des Institutes für Gegenwartsvolkskunde, 18). Wien 1987, 138-157; die folgenden Ausführungen zu diesem Thema sind daraus entnommen.

³⁴ Hermann Bausinger: Neue Felder, neue Aufgaben, neue Methoden. In: Isaac Chiva/Utz Jeggle (Hg.): Deutsche Volkskunde – Französische Ethnologie, Zwei Standortbestimmungen. Frankfurt 1987, 335.

³⁵ M. Scharfe (wie Anm. 5), 21.

³⁶ Herbert Schiff/Karl Bochsichler: Die Bergbauern. Analyse einer Randgruppe der Gesellschaft. Wien 1978.

³⁷ Siegfried Becker und Andreas C. Bimmer: Die Kampagne für den ländlichen Raum aus der Sicht der Europäischen Ethnologie, In: S. Becker/A. C. Bimmer (wie Anm. 5), 201.

³⁸ Dieter Kramer in einem Interview mit dem Verfasser (im Mai 1987 für den Österreichischen Rundfunk).

³⁹ Matthias Zender: Die kulturelle Krise des Landvolkes und die deutsche Volkskunde. In: Rheinische Vierteljahresblätter 20 (1955), 300.

⁴⁰ Martin Scharfe: Aufhellung und Eintrübung. Zu einem Paradigmen- und Funktionswandel im Museum 1970 bis 1990 (im Druck); Ich danke Prof. Dr. Martin Scharfe (Marburg/Lahn) für die Genehmigung, aus dieser im Druck befindlichen Arbeit zu zitieren.

⁴¹ Joachim Ritter: Die Aufgabe der Geisteswissenschaften in der modernen Gesellschaft. Zuletzt in: J. Ritter: Subjektivität. Sechs Aufsätze. Frankfurt/Main 1974, 105-140.

⁴² Ebda., 131; zit. in: M. Scharfe (wie Anm. 40).

⁴³ M. Scharfe (wie Anm. 40).

⁴⁴ Hermann Bausinger: Das Dorf im Kopf. In: Eckart Frahm u.a.: Dorfentwicklung. Ein Projekt zwischen Wissenschaft und Praxis (Fernstudium «Dorfentwicklung», Studieneinheit 0: Einführung). Tübingen 1990, 13-24.

⁴⁵ Ebda., 23.

⁴⁶ H. Bausinger (wie Anm. 23), 108.

⁴⁷ Klaus M. Schmals/Rüdiger Voigt (Hg.): Krise ländlicher Lebenswelten. Frankfurt/New York 1986.

⁴⁸ Robert Hettlage (Hg.): Die posttraditionale Welt der Bauern. Frankfurt/New York 1989.

⁴⁹ Arnold Niederer: Soziokulturelle und wirtschaftspolitische Prozesse im schweizerischen Alpenraum. In: S. Becker/A. C. Bimmer (wie Anm. 5), 38.